Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 21. Bromberg, den 27. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(20. Fortsetzung.)

Der junge Dag zog in den Wald, niemand wußte recht, wohin. Jungfer Kruse verrichtete still wie ein Geist ihre Arbeit, und der alte Hauptmann blätterte behutsam in seinen Büchern und Papieren. Und Vater Dag? Er, der Dortheas letzte Herzensworte und ihr Andenken mit dem Klingklang des Geldes betäubte, der auf Borgland vorfuhr und sich dem Träger der alten Macht, dem Obersten von Gall, Auge in Auge gegenüberstellte, der in die Schlucht beim Jungfrautal hinabstieg, die nie eines Menschen Fuß betreten hatte — sollte der nicht auch mit der Erinnerung an seine Frau fertig werden?

Wanderte er nicht genau so sicher auf Erden, fuhr er nicht gleich unberührt über die Wege und über das Glück der Menschen hin? Wer beinahe drei Jahrzehnte lang an der unheilbarsten Krankheit des Lebens getragen hat, wird nicht mit einem Tage gesund.

Nein, bei Therese Björndals Tod geschah kein Wunder wie am Grabe der alten Heiligen. Kein Kranker wurde an ihrem Sterbetage geheilt. Aber gute Menschen sind stark; es kommt vor, daß sie umgehen mit Worten und Werken, vor allem aber mit ihren Herzen.

Vater Dag verspürte nun nach Thereses Fortgang einen Hauch jenes Gefühls, das ihn in seiner Jugend bei des Bruders jähem Tod überwältigte. Therese siechte langsam dahin und starb nicht unerwartet; ein Geldmensch aber spürt nicht einmal die Vorzeichen des Todes. Daher kam Dag Thereses Sterben fast überraschend, und er wurde in ihrer Todesstunde und in den Tagen danach von längst vergessenen Regungen heimgesucht. Tief, tief in ihm löste sich etwas, das einst Gefühl gewesen und auf dem harten Wege des Geldes gelähmt worden war.

Ja, auch Dag verlangsamte nach Thereses Scheiden seinen Schritt; er spürte die Stille und trauerte auf seine Art über seine eigene lahme Trauer, die keine Trauer war. Trauerte darüber, daß er um einen solchen Menschen wie Therese nicht richtig trauern konnte. Er begann hierüber nachzudenken, und so geschah dennoch ein Wunder — Dag fing bei Thereses Tod an, seine eigene Krankheit allmählich zu bemerken.

Gute Menschen sind stark, nicht nur im Leben, nein, auch nach dem Tode; und Therese ging um — in Dags Gedanken, in einsamen Nachtstunden.

Zweiter Teil.

1.

Wieder wurde es Frühling auf Björndal. Birken und andere Bäume an den Hängen trugen junges Laub — Schwalben jagten jubelnd durch die Luft, und Blumen nickten lächelnd im Grase, wie in jedem Frühjahr. Der Tod kümmerte sie nicht.

Der junge Dag ging düster in schweren Gedanken, aber seine Augen waren wach und nahmen alles wahr, wie zuvor. Den ersten Huflattich und den bläulichen Schimmer der Leberblümchen an den Wegsäumen im Walde; seine breite Brust sog den Duft von Frühling und lebendigem Leben ein, und sein Herzblut pochte stark und gesund in dem jungen Körper. So ist es mit dem Leben.

Klinge, der alte Soldat, hatte die ganze Winterzeit seine Gicht an der nie erlöschenden Kaminglut gewärmt und sich in Fellen im Bett wohl geschützt, als nun die Frühlingssonne Hügel und Wege vergoldete, da reckte er sich und marschierte ohne Stock einher. Vater Dag hatte in den ersten Wochen nach Thereses Tod wenig geschlafen, hatte wachgelegen und über vieles nachgedacht.

Ihm schien die Zeitspanne von Thereses Einzug in Björndal bis zu ihrem Tode so unglaublich kurz — und doch waren es dreißig lange Jahre; er meinte, kaum Muße gehabt zu haben, mit ihr zu reden, so schnell waren sie vergangen. Ja, er glaubte, sie kaum gekannt zu haben, bis zu der Stunde, da sie starb. Damals überkam ihn ein Gefühl quälender Scham, warm wie rieselndes Blut, und er konnte es nicht wieder loswerden, dieses Gefühl einer Schuld gegen sie, die er nie mehr bezahlen konnte, da sie hingegangen war.

Er, der für seine Schuldner nie Erbarmen kannte, war jetzt selbst in Schuld geraten. Worin sie bestand, wurde ihm nicht klar, vielleicht nicht einmal, daß es eine war. Nur tief, tief in ihm, wo das wächst, was Gefühl heißt, in den Wurzelfasern — da schmerzte es dumpf und fern: Scham — — — Schuld — — —

Wohl fuhr er zur Stadt und suchte die Kirchspiele wie früher auf. Die Rappen liefen scharf, brachten Todesangst, wohin sie kamen, und ließen finstere Verzweiflung hinter sich, wie allezeit. Er fuhr jedoch mehr aus alter Gewohnheit umher und schwerlich mit der früheren Freude daran; denn es geschah immer seltener und es konnte vorkommen, daß der Björndalsche Rappe nicht zur gewohnten Zeit auftauchte.

Eines Tages erschien ein alter Mann auf Björndal. Jungfer Kruse wußte sich keinen Rat, der Greis hatte keine Heimat und flehte so inständig, daß sie sein Anliegen Dag schließlich unterbreiten mußte. Dag blickte sie erst kühl an, dann zuckte es leise in seiner alten Narbe über der Schläfe, er biß die Zähne fest zusammen, hob das eiserne Antlitz und starrte ins Weite. „Mache das, wie es zu Thereses Zeit üblich war!“ Jungfer Kruse tat, wie Therese zu tun pflegte; der Greis erhielt Unterkunft, und auch andere nach ihm. Durch den Hof, und weit durch die Siedlung und die ganze Landschaft ging ein Staunen und Verwundern. Dag trat jetzt manchmal aus dem Hofplatz heraus. Nur wenige Schritte, aber es war in langen Jahren nicht geschehen. Dann blieb er, die fest ineinander gekrampften Hände auf dem Rücken, mit tief gesenktem Kopf stehen, als lausche er auf etwas. Und zwar meistens, wenn vom Wald her der Wind dumpf über den Hof brauste.

Eines Tages im zeitigen Frühjahr erteilte Dag Junger Kruse den seltsamen Auftrag, für zwei Mann Tagesproviant zurechtzumachen, und für ihn und den Hauptmann alte Kleider und Elchlederstiefel hervorzusuchen. Man traute seinen Augen nicht, als man am nächsten Morgen Dag den Ranzen überwerfen und mit seinen gewohnten langen Schritten — Klinge in Gefolge — auf die Bergweiden und den Wald zu marschieren sah. Für den alten Hauptmann war es eine harte Plage, und er mußte oftmals ausruhen; denn Dag legte los, wie er noch nie einen Menschen hatte ausschreiten sehen. Als die Sonne am höchsten stand, erreichten sie ein großes Wasser, Dag nannte es Roisla. Am nördlichen Ufer lag eine Sennhütte, aus deren Rauchloch sich lichter Rauch kräuselte. Sie gingen darauf zu und traten ein; der junge Dag war gerade dabei, sich in der Glut zwischen den Herdsteinen ein Gericht Fische zu braten. Er erhob sich eilig und lächelte ihnen verwundert entgegen. Vater und Sohn sahen einander nicht an, und in beider Zügen war etwas wie Verlegenheit . . . Ja, dies war eine seltsame Begegnung — als träfen sich der alte und der neue Herr des Waldes zum erstenmal. Beide beschäftigte der gleiche Gedanke, wann sie wohl zuletzt gemeinsam im Walde gewesen waren. Nicht mehr, seit Dag ein kleiner Bursche war; und inzwischen hatte er die Wälder in Besitz genommen, so weit sie reichten.

Jetzt kam der Alte wieder heraus, er, der in der Jugend gewaltiger hier geherrscht hatte, als je einer vor ihm. Der Sohn stand verlegen da und wußte nicht, was er davon denken sollte; und der alte Herrscher über zahlreiche Höfe, Wälder und Menschen weit und breit stand hier, als bäte er ganz bescheiden, sich in seiner alten Sennhütte einen Augenblick setzen zu dürfen.

Der Junge ging hinaus, draußen lagen noch mehr Fische und ein Birkhahn, der gerupft werden mußte. Es war das beste, sich etwas zu tun zu machen, das erleichterte alles. Klinge ließ sich nieder und zog die Stiefel aus, er hatte sich die Füße wundgelaufen. Auch Vater Dag setzte sich. Zuerst hielt er den Kopf merkwürdig gesenkt, doch dann streiften seine Blicke suchend in die Runde, und seine Nase witterte wie die eines Hundes. Hierher hatte er den Sohn gestern nachmittag aufbrechen sehen und vermutet, daß er einen Tag lang oben bleiben würde um zu fischen. Was wollte aber der Vater von dem Sohn? Und weshalb zerrte er den armen Hauptmann so weit mit?

Den Alten trieb kaum eine feste Absicht hierher, sondern eine Erinnerung an seine Jugendzeit. Damals machte er, wenn er aus dem Gleichgewicht kam, stets einen Weg in den Wald. Und heute war bei ihm vieles aus dem Gleichgewicht. Möglich, daß ihn irgend etwas zu seinem Sohn — zu seinem und Thereses Sohn — zog. Und den Hauptmann wollte er mithaben, um nicht mit Dag allein sein zu müssen; denn der Alte und der Junge, Vater und Sohn, sie waren sich so fremd, wie es oft bei verschlossenen Menschen der Fall ist. Vater Dag machte sich natürlich oft seine Gedanken über diese Jugend, die neben ihm zu voller Größe und leuchtendem Blau der Augen heranwuchs. Eines Tages würde er heiraten, und dann galten von altersher Vater und Sohn als ebenbürtig. Das behagte dem Alten nicht; er war so herrisch, daß es in seinem Herzen keinen Raum für Ebenbürtige gab — noch auf lange hinaus nicht. Nun war er ausgezogen, um seine Gedanken einmal unter die alten Töne des Waldes hinauszutragen, hauptsächlich aber, um einem jungen Menschen vom eigenen Fleisch und Blut nahe zu sein und zu erproben, ob ihm dies in seiner langen, tiefen Einsamkeit helfen könne.

Der junge Dag bemühte sich, die bedrückenden Gefühle fernzuhalten. Er putzte den Fisch, packte ihn in Lehm und schob ihn schnell und geschickt in die Glut; zugleich briet er den Birkhahn am langen Spieß über ihr. Er war hochbeinig wie ein Elch, weich und geschmeidig wie ein Tier, wie seine Beschäftigung es erforderte. Der Hauptmann ruhte sich von der Anstrengung aus und blickte wehmütig auf den jugendlichen Schwung in allen Bewegungen des Burschen. Der Alte kramte unterdessen aus seinem Ranzen Brot und Butter, verbeulte Becher aus Silber und Zinn und eine Flasche Branntwein hervor, und es verrann eine gemütliche Stunde, die keiner der Drei je vergaß.

Der Hauptmann aß Fisch, Geflügel und Brot, goß Schnaps hinterdrein, daß der Fisch zappelte und der Hahn kluckte, wie er sagte. Der Junge regte sich flink und gewandt, und fand, während er selbst aß, noch Zeit, von neuem Fisch und Geflügel für die Alten zu zerlegen. Allmählich richtete sich der Kopf des Vaters aus der gewohnten schiefen Haltung auf, seine Züge klärten sich, die Falten in den Augenwinkeln zogen sich zusammen und verliehen den Augen einen warmen, gutmütigen Zug.

Vater und Sohn richteten kein Wort aneinander. Was sie zu sagen hatten, erzählten sie Klinge, und er vermittelte nach beiden Seiten. Mit diesem Tag begann Vater Dag häufiger kleine Wege in den Wald zu machen. Tief hinein — nicht nur so weit, bis er sich setzen und in die Ferne blicken konnte; er wollte den Hauch der großen Wälder um sich fühlen mit Tannenduft und Windesbrausen und lebendigen Erinnerungen an seine Jugend.

Er suchte in seinem Inneren nach etwas Verlorenem. Vielleicht hoffte er es im Walde wiederzufinden. Einstmals hatte er so stark empfunden, Kummer und Freude, Haß und Zorn und Scham, Liebe zu Sippe, Hof und Siedlung. Das war es, was geschwunden war — der Mensch in ihm. Möglich, daß der Wald ihm half und die kleinen Wurzelfäserchen seiner Gefühle noch einmal zum Ausschlagen brachte. Trieben sie nicht gar schon winzige, bläßliche Schößlinge? Bekamen mehr Farbe und Leben, wenn er dieses lebensfrische Land seiner Jugend fleißig durchwanderte?

Ein wenig weckte ihn Therese, als sie starb. Sie hatte im Leben an so manchem Krankenbett gesessen. Nach dem Tod saß sie in den Nächten am Bett ihres Mannes.

Schon nach dem ersten Gang in den Wald bekam Dags Kopf eine andere Haltung als in den letzten Jahren, nicht so geneigt, nicht so schief. Man merkte deutlich, wie der Vater auflebte, wenn der Sohn daheim war. Oft streifte ein langer, suchender Blick verstohlen den Jungen, als sei er erst jetzt gewahr geworden, daß er einen Sohn besaß.

2.

Es wurde Sommer und Herbst und Winterszeit — und wieder Frühling und Sommer — über allen Wäldern und Tälern.

Auf Borgland gab es viel Besuch in den Sommertagen. Der eine ging, der andere kam. Gegen Ende dieses Sommers traf ein Major Barre auf Borgland ein und brachte seine Tochter Adelheid mit. Dieser Major und der Oberst waren Kameraden und hatten in der Jugend manchen vergnügten Tag miteinander verbracht; jetzt aber lebten sie in sehr verschiedenen Verhältnissen. Während Oberst von Gall auf dem großen Borgland saß, mußte Major Barre in der Stadt mit Armut und Schulden kämpfen.

Die Sommertage gingen zu Ende, und Herbstnebel begannen über Wege und Felder zu ziehen. Bald würden der Major und seine Tochter in die Stadt zurückkehren, aber es eilte nicht gerade, der Major hatte dort nichts zu versäumen und die Tochter ebensowenig.

Sie wandelten im Garten und auf der Landstraße, Fräulein Adelheid und Fräulein Elisabeth. Doch bestand offenbar keine große Freundschaft zwischen ihnen. Fräulein Elisabeth hatte einst schweren Kummer erlebt, sie hatte sich in einen einzigen Mann verliebt, und der war gestorben, nachdem er ihre heiße Liebe geweckt hatte. Seitdem blutete ihr Mund hin und wieder; dann trocknete sie die Lippe mit ihrem Spitzentuch und starrte auf die Blutflecken. Fräulein Adelheid, die Majorstochter, hatte ein wechselvolles Dasein gehabt. In ihren ersten Jahren wohnte sie auf dem Lande, ihr Vater war damals Dragonerleutnant, später Hauptmann, und wenn er daheim war, begleitete Adelheid ihn überall, draußen und drinnen. Sie lernte fahren und reiten wie ein Knabe. Mit jedem Tier war sie gut Freund und alle Kinder scharten sich um sie. Von ihr ging alles Leben aus — damals.

In Adelheids zehntem Lebensjahr reiste die Mutter mit ihr zur Großmutter, der Witwe des Bischofs, und Adelheid bekam ihren Vater nicht wieder zu Gesicht, solange Mutter und Großmutter lebten — viele Jahre lang. Aus kleinen Bemerkungen entnahm sie, daß mit dem Vater etwas nicht stimmte — eine Dame — und Geld der Mutter, das er durchgebracht hatte. Nach dem glücklichen Leben auf dem Hauptmannshof kam Adelheid jetzt in Großmutters strenge Obhut. Die Großmutter war eine vornehme, recht herrische, selbstbewußte Natur, die in der Erinnerung an die Herrlichkeit vergangener Tage lebte, da ihre Familie zu den ersten des Landes gehörte. Sie wurzelte so in alten Familienerinnerungen, daß sie wie ein Gespenst aus einer längst versunkenen Zeit umherging. Sie hielt sehr auf Formen

und wurde wegen ihres gemessenen Wesens und ihres unerbittlich strengen Blickes allgemein gefürchtet. Von ihrem Vermögen mußten jetzt alle drei leben, und wer die Mittel besitzt, hat auch die Macht. So wurde Adelheid im Geiste der Großmutter erzogen.

Täglich wurden ihr die alten Anschauungen von Rang und Stand eingeimpft, und ihr junges Gemüt nahm alle Standesgefühle der Großmutter gründlich in sich auf. Die Erinnerung an ihre lebendige Kinderzeit verdorrte in diesem steifen Dasein und starb dahin.

Adelheid sollte viel lernen; Musik und Handarbeit, Französisch und Deutsch, ja, sogar von Latein und Griechisch müsse sie etwas verstehen, meinte Großmutter, deren eigene reiche Kenntnisse aus der gestrengen Zeit stammten, da die adligen Mädchen alles können mußten. Es gab im Hause viele Bücher aus den Tagen des Bischofs, und Adelheid blieb keine Zeit, von Glück und Kindheit zu träumen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Schwarzkittel im weißen Winterwald.

Von Forstmeister Frhr. von Bischoffshausen-Giersdorf.

Weiße Flocken wirbeln aus bleigrauen, tiefziehenden Wolken. Ich stehe am Fenster, starre in den wallenden Schleier, der mir nicht einmal Sicht über den Hof hinüber bis an das Kutscherhaus gibt, und freue mich! Freue mich auf den morgigen Tag wie ein Kind auf Weihnachten, wird er uns doch bei der ersten „Neuen", dem frischen Spurschnee, auch die erste Drückjagd auf Sauen bringen.

Guter Vorahnungen voll, trete ich zum Gewehrschrank, greife die Büchse heraus und mache fünf Minuten lang Ziel- und Anschlagübungen,um mich für die kommende Jagd, die erste nach langer Pause, wieder etwas „einzuschmieren". Da stößt mich plötzlich etwas sachte in die Kniekehle: Harras mein lieber braver alter Pudelpointer, steht steifbeinig und krumm hinter mir, wackelt eifrigst mit der kurzen dicken Stummelrute und schaut mich mit seinen schönen Lichtern so ausdrucksvoll an, daß ich sofort weiß, was er will. „Herrchen, so'n Schnee! Fein, was? Morgen gibt's Saujagd und Arbeit für uns beide!" Ja, du alter brauner Bursche, hast es schon ganz richtig erfaßt. Wenn du nicht schon deine sechzehn vollen Jahre auf dem Buckel hättest, solltest du, wie früher stets, bestimmt der erste sein, der in den Schlitten springt. Keiner der anderen Hunde hat jemals so unfehlbar sicher wie du die angeschweißten Sauen gefunden und so herrlich schön totverbellt.

Sieh, du mußt schon vernünftig sein und zu Hause bleiben. Was brummelst du da? Ich wäre auch schon alt und grau und könne das Jagen doch nicht lassen? Ja, weißt du, lieber Harras, ein Hundejahr rechnet man sechs Menschenjahren gleich, und deine sechzehn würden also für mich ihrer 96 bedeuten, na, und so alt bin ich denn nun doch noch nicht. — Traurig wackelt der Alte, dem ich doch so unendlich viele jagdliche Freuden und Erfolge verdanke, auf seine Sauschwarte neben dem Ofen zu und dreht sich dort umständlich und mühsam zusammen, bis ein tiefer Seufzer kündet, daß er nun schlafen will, um wenigstens von der Jagd zu träumen.

Vergnüglich schmunzelnd nehme ich den Hörer vom Fernsprecher ab und rufe einen Nachbarn an, der noch auf keiner meiner vielen Saujagden gefehlt hat. „Niemals gefehlt?" Na, das soll nur heißen, daß er eben immer dabei gewesen war, nicht etwa, daß er noch nie eine Sau vorbeigeschossen hätte. Genau das Gegenteil war leider der Fall: Er hatte noch niemals, trotz häufigen Schießens, eine getroffen. Trotzdem aber erscheint er mit rührender Ausdauer immer wieder unverzagt zu jeder Schwarzwildjagd, „denn", so sagt er, „wir müssen Ihre verdammten Sauen kurz halten, immer kurz halten. Das geht nicht anders. Die Biester fressen mich ja sonst reineweg auf!"

„Heil Hitler und Weidmannsheil, mein lieber Oberamtmann! Na, schneit's bei Ihnen auch ein bissel? Ja? Feste? Das ist ja fein! Wollte Sie nur bitten, mir den morgigen Tag Ihres arbeitsgesegneten Lebens zu schenken, um bei mir Sauen zu — zu — schießen. Na, Sie wissen ja Bescheid! Halten Sie sich bitte zwischen neun und zehn im Bereich der Quasselstrippe. Ihr Herr Sohn muß natürlich mitkommen, damit er von seinem alten Herrn lernen kann, wie man's macht!"

„Halten Sie bloß Ihren losen Sohn . . ."

„Na, alsdann! Schluß und Weidmannsheil!"

Ein herrlich schöner Wintertag! Strahlender Sonnenschein unter stahlblauem Himmel, so grüßt mich der nächste Morgen. Kerzengerade, nicht vom leisesten Lufthauch bewegt, steigt der Rauch der Schornsteine in die frische Morgenluft. Allüberall, wohin man auch blicken mag, des frischen Schnees rein leuchtendes Weiß. Dazu nur drei Grad Kälte, also ein Jagdtag, wie er günstiger und schöner gar nicht gedacht werden kann. Gegen neun Uhr klingelt der Fernsprecher. Förster Schweler meldet so allerlei von Schwarzkitteln, die er und sein Forstgehilfe vom Tagwerden an eingekreist haben. Um zehn Uhr wollen wir uns an der Försterei treffen. Schnell das Fenster auf. Ein scharfer Pfiff auf dem Finger, und schon steckt der Kutscher den Kopf zur Stalltür heraus. „Johann, anspannen! In einer Viertelstunde mit dem kleinen Schlitten vorfahren." Dann rufe ich den Oberamtmann an, der schon fahrtbereit ist, und bestelle auch noch zwei meiner Förster.

In flottem Trabe geht es bald darauf durch den kirchenstillen, tief verschneiten Winterwald. In den Randbeständen unweit des Feldes wimmelt es von Hasen- und Karnickelspuren, auch Reineke Rotfoß ist dort beutehungrig herumgeschnürt, und ein Marder hat die Gegend durchstreift. Tiefer drinnen im Walde spürt sich Rotwild und namentlich viel Rehwild; mehrfach kommt auch ein Sprung des letzteren, vertraut am Wege stehend, in Anblick.

Pünktlich ist alles in der Försterei Neubrück versammelt, und der Förster meldet, was alles los oder vielmehr „fest" ist. Nachdem ich mit ihm den Jagdplan besprochen, brechen wir auf, um zunächst auf einen starken Einzelgänger zu drücken, der in der Nähe der Försterei sich eingeschoben hat. Wir sind nur sieben Schützen und können daher in den großen Dickungen lediglich die besten Wechsel besetzen. Natürlich bricht der Keiler ausgerechnet dort aus, wo niemand steht, und entkommt unbeschossen. Im nächsten Triebe stecken drei Überläufer. Selbstverständlich kommen alle drei gerade dem nie fehlenden Oberamtmann, auf 30 Schritte, breit wie die Scheiben, und doch schoß er wieder vorbei . . . „Aber liebster bester Nachbar! Sie haben mir doch immer gepredigt, wir müßten die Sauen kurz halten, und nun . . .!"

„Na ja doch, Forstmeisterchen, wollt ich ja auch. Aber auf die ersten beiden wurde ich überhaupt nicht fertig, und wie ich dann das dritte so richtig kurz halten wollte, da war das Untier vorn fürchterlich schnell und hinten schon sowieso viel zu kurz." — Na, die drei waren also auch weg. Im dritten Treiben, in dem wieder eine einzelne Sau steckte, fiel überhaupt nur ein einziger Schuß, und zwar erlegte ich einen Fuchs mit der Kugel, der sich seitwärts durch das Altholz verdrücken wollte. Nun stand uns nur noch e i n Trieb mit Sauen zur Verfügung, und wenn wir überhaupt etwas zur Strecke bringen wollten, dann wurde es so nachgerade Zeit. Eingekreist war eine starke Rotte, zu der sich offenbar zwei alte Bachen mit Überläufern und Frischlingen geschlagen hatten. Hier sollten dann auch, sobald Sauen von den Treibern hochgemacht waren, die beiden Teckel des Försters losgelassen werden. Und endlich hatte Diana ein Einsehen und war uns gnädig. Schon bald, nachdem die Hunde gelöst, fiel in der Front ein Schuß, dem kurz darauf ein zweiter folgte, dann knallte es am linken, später am rechten Flügel mehrfach, kurz, ich konnte sieben Büchsenschüsse zählen. Plötzlich knackt und bricht es auch vor mir, und gleich darauf prescht auf zehn Schritte in windender Fahrt ein Überläufer über das Gestell, um sich im Knall zu überschlagen wie ein Hase. Bald danach wird abgeblasen, und als ich nun vom Flügel her auf die Front einbiege, kommt mir hutschwenkend und freudestrahlend der dicke Oberamtmann entgegengestürzt. „Forstmeisterchen, Forstmeisterchen, ich habe eine kurzgehalten! Wahrhaftig, ich habe eine! Dort liegt sie!!"

„Na, Nachbar, das ist großartig! Ja, es geschehen Zeichen und Wunder. Horrido und herzlichstes Weidmannsheil! Hier ist der wohlverdiente Bruch." Ein Frischling hatte sich auf abgeschrittene fünf Gänge vor ihn hingestellt und war so seiner eigenen Dummheit zum Opfer gefallen. Fünf Sauen lagen auf der Strecke, und so endete sie schließlich denn doch noch sehr befriedigend, unsere Drückjagd auf Schwarzkittel im verschneiten Winterwald!

Wenn der Briefträger kommt.

Heitere Skizze von Peter Steffau.

Paul Hagewald kam müde nach Hause und warf seinen Skizzenblock auf den Tisch. „Jemand dagewesen?“ fragte er.

„Nein“, sagte Schimmelmann. „Nur der Briefträger.“

„Es ist nicht zum Aushalten mit dir!“ rief Paul empört.

Schimmelmann lachte gutmütig und nahm die kurze Pfeife aus den Mund. „Hör mal einen Augenblick zu“, sagte er, nahm einen Zettel vom Tisch und las: „Bist du unglücklich in deiner Ehe? Hast du täglich Streit mit deiner Frau? Klagt sie über Nervosität und Kopfschmerzen? Ist sie empfindlich gegen jedes Geräusch? Hast du durch die ständige Aufregung den Appetit verloren, so daß du nichts mehr essen kannst und nur noch ein Schatten bist deines ehemaligen vor Gesundheit strotzenden Selbst? — All dem kann abgeholfen werden! Kaufe dir Gabelmanns großartige Gummiabsätze! Sie gewährleisten einen ruhigen, lautlosen Gang und sichern den Frieden in der Familie. Zu beziehen bei . . . und so weiter. Feiner Einfall, was? — Bist du unglücklich in deiner Ehe? — Das zieht immer wieder.“

„Und glaubst du wirklich, das Glück in der Ehe hängt von Gummiabsätzen ab?“ fragte Paul, der gerade seinen melancholischen Tag hatte.

„Warum nicht?“ lachte Schimmelmann.

„Ich würde eher sagen, es hängt vom Briefträger ab.“

„Nun“, meinte Schimmelmann. „Wenn du schon ernst sein willst, sagen wir lieber, es hängt vom gegenseitigen Verständnis ab.“

„Das meinte ich, als ich vom Briefträger sprach.“

Ich verstehe dich nicht“, sagte Schimmelmann.

„Das ist es ja gerade!“ erwiderte Paul. —

Schimmelmann trat ans Fenster, summte leise vor sich hin und blickte auf die Straße hinab.

„Glück gehabt mit deinen Zeichnungen?“ fragte er.

„Es ging gut heute“, sagte Paul.

„Na, das ist ja die Hauptsache“, brummte Schimmelmann.

Er war Werbefachmann, und Paul fertigte Zeichnungen für ihn an. Sie verdienten vorerst nicht viel. Deshalb lebten sie auch zusammen; es war billiger so. Sie teilten sich redlich in ihr gemeinsam verdientes Geld. Trotz aller Kameradschaft gab es aber etwas, das sie trennte.

Es gibt Menschen, die nicht auf den Briefträger warten. Sie schreiben manchmal Briefe und erhalten auch welche. Manchmal sagen sie: „Ich erwarte keine Post!“ Dann warten sie nicht. Ganz einfach ist das. Wenn ein Brief kommt, dann ist er eben da. Man freut sich nicht einmal sehr, wenn einer kommt. Es könnte doch eine Rechnung sein. So ein Mensch war Schimmelmann.

Dann gibt es aber Leute, die auf den Briefträger warten, und das ist einfach ein anderer Menschenschlag. Sie erwarten keinen Brief, sie können überhaupt keinen Brief erwarten, dennoch warten sie . . . Sie warten auf den Brief aus einer fremden Stadt mit einer fremden Handschrift, der ihr ganzes Schicksal ändern wird. Das sind die Menschen, die noch an Märchen und Wunder glauben in unserer heutigen Welt. Zu ihnen gehörte Paul.

Jetzt saß er am Arbeitstisch, blickte vor sich hin und spielte mit seinem Füllfederhalter. „Ein Zuhause müßte man haben“, dachte er; „ein richtiges Zuhause — ein Häuschen, Sonne, Blumen und eine nette Frau, die einen versteht.“ Und plötzlich begann er ganz ernsthaft zu schreiben, langsam und überlegt: „Junger 27jähriger Künstler, dunkel, groß, schlank, natur- und sportliebend, sucht zwecks späterer Heirat Bekanntschaft mit jungem, liebem, häuslichem Mädel, das — wie er — immer auf den Briefträger wartet. Nur ernste Zuschriften mit Lichtbild . . .“

Er faltete das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche. „Ich geh noch rasch zur Post, Schimmelmann“, meinte er so beiläufig. „Zum Abendessen bin ich wieder da.“

Schimmelmann antwortete nicht. Er war gerade beim Rechnen. „Im letzten Monat“, sagte er, „haben wir genau 212 Mark verdient.“ Er sagte es mit einer Stimme, als habe man ihm eben ein großes Geldgeschenk gemacht.

„Was sagst du?“ fragte Paul. „So — 212! — Durch 2 macht 106 — eine einfache Rechnung.“

Langsam nahm er das Blatt Papier wieder aus der Tasche und zerriß es in kleine Stücke.

Unten erklangen Schritte, kamen näher und näher und machten vor dem Hause halt.

Paul blickte auf.

„Kommt jemand, Schimmelmann?“ rief er.

„Nein“, sagte Schimmelmann. „Es ist nur der Briefträger.“

Paul wartete.

„Nichts!“ sagte Schimmelmann. „Er geht wieder.“

Er wandte sich vom Fenster ab, ging zum Schalter und machte Licht. „Wolltest du nicht noch zur Post gehen?“ fragte er.

„Nein“, sagte Paul. „Vielleicht ein anderes Mal. Man muß warten können.“

„Wieso?“ fragte Schimmelmann.

Aber Paul gab keine Antwort mehr. Er dachte an das Häuschen mit den Blumen, an eine Frau . . .

Bunte Chronik

Zahnschmerzen am Eismeer.

Wenn man Zahnschmerzen hat und zum Zahnarzt gehen muß, ist es unvergleichlich vorteilhafter, in kultivierten Gegenden als in der Wildnis zu wohnen. — So zu erlernen an dem Beispiel eines Trappers, der im nördlichsten Kanada lebte, 1300 Meilen in direkter Linie von der nächsten größten Stadt Vancouver entfernt. Eines Tages bekam er heftige Zahnschmerzen, die ihn fast zur Verzweiflung trieben. Er machte sich auf, einen Zahnarzt zu suchen. 790 Meilen von seinem Camp nach Aklavik mußte er im Hundegespann und Schlitten zurücklegen. In Aklavik war es ihm auf drahtlosem Wege möglich, sich ein Flugzeug zu bestellen, und er flog von dort bis nach Whitehorse am Yukon Flusse 7½ Stunde. Von hier fuhr er mit der Eisenbahn nach Skageway in Alaska, um mit dem Dampfer endlich nach Vancouver zu gelangen. 32 Tage hat er gebraucht, um mit Hundegespann, Flugzeug, Eisenbahn und Dampfer von seinem Camp am Eismeer Vancouver zu erreichen. Er ist ein alter arktischer Trapper, der seit 1909 mit einer einzigen Unterbrechung in der Wildnis lebt. Er will auch wieder dahin zurückkehren, hoffentlich sind seine Zähne nun so in Ordnung, daß er nicht zu bald wieder diese lange, umständliche Reise machen muß.

Lustige Ecke

Die Großstädterin auf dem Lande.

„Ach, wie ist der reizend, aber welcher Handgriff ist nun für das warme und welcher für das kalte Wasser?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.